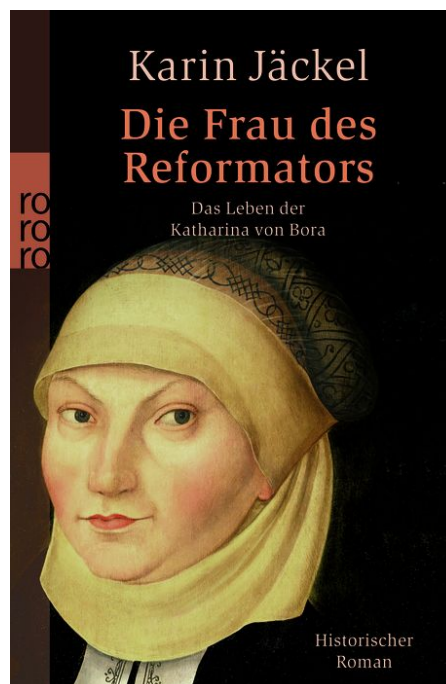


Leseprobe aus:

Karin Jäckel

Die Frau des Reformators



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Eines Tages hatte die Mutter Mezze eröffnet, es sei an der Zeit, auf eigenen Füßen zu stehen. Zusammen waren sie vor die Herrschaft getreten und hatten gebeten, die Wascharbeit von nun an Mezze zu übertragen und der Mutter auf Kletzen das Gnadenbrot zu gewähren.

Niemals würde Mezze das strenge Gesicht des alten Herrn von Mergenthal vergessen, dessen Stirn so zerfurcht war wie das Wasser der Saale im Sturm. Obwohl sie noch so jung war, hatte Mezze genau gespürt, dass er dem Wunsch der Mutter nicht stattgeben wollte. Doch in diesem Moment war Anna, seine junge Frau aus dem Hause von Schönberg, hinzugekommen, und die Sonne ging auf. Sie war mit ihrem ersten Kind schwanger, und der Leib zeichnete sich deutlich unter ihrem Gewand ab, als sie sich zu ihrem Gemahl beugte und ihn um Milde für Mezzes Mutter bat, die ja immer rechtschaffen gearbeitet und kein Kleidungsstück verdorben habe.

«Bedenkt doch, lieber Herr, dass sie Eurer verstorbenen Hausfrau Elisabeth stets treu gedient hat», sagte sie mit ihrer sanften Stimme, deren Singsang erkennen ließ, dass ihr Gemahl sie aus dem weit entfernten Erzgebirge auf seinen Rittersitz zu der Saale mitgebracht hatte, und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. «Gewährt der alten Frau die Bitte, und ich will wohl gern mit ihrer jungen Tochter als Waschfrau vorlieb nehmen.»

«So sei es denn», brummte der alte Herr von Mergenthal und küsste die Hand seiner Frau. «Ihr seid die Herrin im Haus. Wie Ihr wollt, soll es geschehen.»

So war Mezze als Waschfrau zu Kletzen in Lohn und Brot gekommen und war es auch über den Tod des alten Herrn hinaus geblieben, als seine Witwe sich nach kurzer Trauerzeit wieder verheiratete und mit ihren drei kleinen Kindern und mit Jan von Haugwitz, ihrem neuen Gemahl, auf seinen vornehmen Rittersitz zu Hirschstein hoch über der Elbe fortzog. Gern hätte sie Mezze mitgenommen. Doch Hans von Bora, der junge Sohn und Erbe des verstorbenen Herrn aus erster Ehe, hatte sich strikt geweigert, seine bewährte Waschfrau ziehen zu lassen. Ohne eigene Hausfrau brauchte er gutes Gesinde,

auf das er sich verlassen konnte, und war froh, in Mezze eine tatkräftige Hilfe zu haben. Und als er selbst vor wenigen Jahren Anna von Haugwitz, die Tochter seiner Stiefmutter mit ihrem zweiten Gemahl, als seine Hausfrau nach Kletzen heimführte, war auch diese über die brave Waschfrau glücklich, die schon ihrer Mutter treu gedient hatte.

«Ein bisschen ist es wohl für sie, als hätte sie in mir ein Stück Zuhause in der Fremde gefunden», dachte Mezze oft, wenn Katharinas Mutter ihr wieder einmal eine besondere Zuwendung zukommen ließ und auch niemals zürnte, dass ihre kleine Tochter sich mit Mezze im Waschhaus oder auf den Bleichwiesen zu schaffen machte, anstatt mit ihrer Stickerarbeit in der Kemenate zu bleiben.

Inzwischen lag Mezzes erster Tag als Waschfrau über zwanzig Jahre zurück. Und wenn sie nun ihre eigenen Hände ansah, schien es ihr, als wären es die Hände ihrer Mutter, die längst für immer ruhten. Oftmals verspürte sie die stechenden Schmerzen in allen Knochen und Gelenken so heftig, dass sie die Finger fast nicht mehr zu krümmen vermochte und sich abends auf ihrem Strohsack kaum zum Schlafen auszustrecken wagte. Wenn sie auch sonst nicht daran dachte, wusste sie in diesen Momenten doch, dass auch ihre Zeit im Waschhaus bald abgelaufen sein würde.

Mezze warf Katharina, die ihr Feuer angefacht hatte und sich soeben zum Heimgehen anschickte, einen liebevollen Blick zu. «Willst du mir am Montag helfen, die weiße Wäsche auf die Bleiche zu bringen?»

Katharina hatte immer ihren Spaß daran, wenn die grüne Wiese endlich voll weißer Betttücher, Kissenbezüge, Kragen, Gebendtücher und Hemden lag. Unermüdlich lief sie dann zwischen den Wäschestücken hin und her, um zu prüfen, wie die Sonne ihr Werk daran verrichtete, bis die nach Sommer und wilden Blüten duftende Wäsche am Abend blütenweiß zurück ins Waschhaus gebracht werden konnte, wo Mezze sie in den nächsten Tagen mit dem heißen Stein glätten und bügeln würde.

Lächelnd winkte Mezze Katharina nach, die mit einem freudigen «Ja!» zu kommen versprach und davoneilte, um nicht zu spät am Frühstückstisch zu erscheinen. Eine Faust in den schmerzenden Rücken gestützt, lauschte sie dem sich entfernenden Klappern der flinken Holzpantinen auf den Pflastersteinen im Hof nach. Wie gern wäre auch sie zu Tisch geeilt und hätte die Beine darunter ausgestreckt. Doch so war das Leben, den einen Menschen hatte Gott an den gedeckten Tisch gesetzt, den anderen an die Arbeit. Und sie hatte wohl im falschen Moment den Finger gestreckt, als die Rollen verteilt wurden.

Seufzend wollte Mezze sich schon wieder über den Waschzuber beugen, um die bunten Wäschestücke darin erneut zu wenden und zwischen den Handballen zu reiben, als sie wie angewurzelt innehielt. Katharina sang. So früh am Morgen! Hatte denn niemand das Kind gelehrt, dass alles seine Zeit hatte und Lieder etwas für die Stunde der Muße waren, wenn man abends, nach getaner Arbeit, die Hände in den Schoß legte?

«Gott steh uns bei», flüsterte Mezze abergläubisch und dachte an Katharinas Fragen nach dem gespenstigen Mönch und an die junge Frau im Haus, die so schwer an ihrem neuen Kind trug. «Gott steh uns bei, dass nicht die Vögel, die schon am Morgen singen, des Abends die Katz holt!»

Auch Pater Albertinus sah den Frühnebel über den Wäldern und von Wassergräben durchzogenen Äckern zu Füßen seines auf einer felsigen Anhöhe gelegenen Klosters aufsteigen, als er die schmale Seitenpforte in Richtung Bode öffnete und hinausschlüpfte. Ehrfürchtig nahm er den Anblick der weißen Schwaden in sich auf, die wie der Atem Gottes aus den Tiefen der Erde zum Himmel aufstiegen. Sah es nicht aus wie die Wolke auf dem Altarbild der Stiftskirche des Klosters, auf welcher die heilige Mutter Maria aus dem Jammertal der Welt hinauf die in die ewige Seligkeit schwebte?

Pater Albertinus bekreuzigte sich und rückte den engmaschig aus Weidenruten geflochtenen Fischkorb höher, den er an einem gedreh-

ten Strick über der Schulter trug. Den Duft des Waldbodens nach sommerwarmer Erde und Sand, nach modernem Laub und Holz, feuchten Gesteinsspalten, frischen Blättern und Harz, nach Blumen, Schwämmen und reifenden Beeren in der Nase, das Zwitschern der Vögel, das Rascheln kleiner Tiere im Laub und alle die anderen tausendfach vertrauten Geräusche dieser Welt in den Ohren, schritt er rasch aus.

Er liebte den Sommer, wenn er freitags mit dem ersten Frühlicht in den taufeuchten Wald eilte; und am meisten das wundervolle Gefühl unter den nackten Fußsohlen, wenn er die geschnürten Schuhe an ihrem Riemen um den Hals hängen und barfuß, mit hochgeschürzter Kutte, über Moos und Bärenfellmützensgras zu den Mäandern der Bode hinuntersteigen konnte.

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte jede Woche mindestens zwei Freitage haben dürfen, denn mit Ausnahme des Freitags hatte Pater Albertinus keine Zeit, in den Wald zu gehen. Abgesehen vom Sonntag, der dem Gebet gewidmet war, saß er von Samstag bis Freitag in der Klosterbibliothek. Seine Aufgabe bestand in der Katalogisierung des Bücherbestandes und der Pflege der kostbaren Bücher. Hunderte von Büchern und Manuskripten standen mittlerweile in den deckenhohen Regalen der Klosterbibliothek aufgereiht. Das bedeutete für Pater Albertinus nicht wenig Arbeit, zumal er außerdem für das Zuschneiden und Vorbereiten der Pergamentseiten zuständig war. Davon wurde reichlich benötigt, denn seine Mitbrüder kopierten nicht nur unermüdlich eine Schrift nach der anderen. Sogar berühmte Gelehrte, die sowohl an der Klosterschule zu Nienburg als auch an der jüngst in direkter Konkurrenz zu Leipzig gegründeten Universität zu Wittenberg unterrichteten, schrieben darauf das Wort Gottes und das Wissen der Welt nieder. Welche Ehre, als einfacher Bruder diese Schätze hüten und bewahren zu dürfen! Pater Albertinus war sich der Wichtigkeit seiner Pflichterfüllung durchaus bewusst – doch wenn er sich jemals hätte zwischen der Bibliothek und dem Wald entscheiden müssen, hätte er keine Sekunde gezögert und den Wald gewählt.

Hier draußen, das spürte er, fand sein wahres Leben statt. Hier, inmitten der Erhabenheit der ursprünglichen Schöpfung, in der man vor Ehrfurcht schweigsam wurde, ohne dass ein von Menschen gemachtes Schweigegebot bestand. Und zwar schweigsam allein deshalb, weil die Bäume des Waldes die Säulen der Erde schienen, die Gottes Himmel tragen, und der Wind in den Bäumen den Atem Gottes verströmte.

Ohne seine Liebe zum Wald und zu Gottes freier Natur wäre Pater Albertinus am Freitag nicht der gewesen, der er war: der am ungeduldigsten erwartete Mann im ganzen Kloster Nienburg. Dank ihm gab es freitags nämlich keinen Einheitsgrützbrei zum Frühstück, zu Mittag und zu Abend wie immer, sondern Freitag war Fischtag in der Klosterküche. Keiner griff Bachforellen geschickter mit der Hand aus dem Wasser als Pater Albertinus.

Sein Fang war stets eine herrliche Abwechslung von der wöchentlichen Einheitskost. Kein Wunder, dass die Brüder sich schon montags darauf freuten, wenn der Sonntag mit der Labspeise zu Ehren des Herrn nur mehr ein erinnerter Nachgeschmack auf der Zunge war. Wohl keiner, der Pater Albertinus zu seinem Freitags-Fischzug im wilden Gewässer der Bode kein Petri Heil gewünscht hätte.

Die schmackhaften, lachsähnlichen Bachforellen, die er mit der bloßen Hand zu fangen pflegte, standen meist in den Gewässerschlingen. Dort, im Schatten überhängender Steine und Grassoden, lauerten sie auf Beute. Manche unter ihnen waren bis zu dreißig Zentimeter lang. Ihre grünlich, bläulich und silbrig schimmernden Schuppen passten sich in der Farbe dem schimmernden Bodewasser so gut an, dass sie von den von feinen Algen und Moos überzogenen Kieselsteinen und anderen Steinen kaum zu unterscheiden waren. Aber Pater Albertinus entdeckte sie doch und schnappte sie, ehe sie den Schatten seiner über ihnen schwebenden Hand bemerkten.

Am liebsten mochte er die seltenen Rotfleckigen, deren Brustflossen einen rosaroten Schimmer hatten, als wären sie aus der Haut der Jungfrau Maria geschnitten. Wenn er sie ergriff und ihren zugleich

weichen und doch festen, zugleich kühlen und doch heiß lebendigen, zugleich zarten und doch kraftvoll zappelnden Körper bezwang, erfüllte ihn eine Lust, die nur deshalb nicht sündig war, weil sie einem Fisch galt.

Normalerweise gehörte Pater Albertinus nicht zu den Windenmönchen, die an der mit einer Winde ausgestatteten Klosterpforte saßen und das Bindeglied zwischen der weltabgeschiedenen Klosterklausur und der Außenwelt darstellten, indem sie durch ein Drehen an der Winde milde Gaben der Gläubigen annahmen oder Gottesgaben des Klosters nach draußen schoben. Auch gehörte es nicht zu seinen Aufgaben, Geschäfte außerhalb des Klosters zu erledigen. Doch seit Sommerbeginn gab es für ihn eine Ausnahme.

Anna von Haugwitz, die junge Frau des Ritters auf der nahe gelegenen Burg Kietzen, war guter Hoffnung. Schon zum fünften Mal in knapp sieben Jahren Ehe. Obwohl sie noch nicht einmal sechzehn Lenze zählte, als ihr Gatte sie stolz als seine Frau nach Hause führte, hatte sie ihm seither zwei gesunde Söhne und eine Tochter geboren. Und dabei war sie nur immer schöner geworden. Anders als die meisten Frauen, denen das Kinderkriegen mit jedem Mal breitere Hüften und hängendere Brüste angedieh, sah Anna stets schmalere und damenhafter aus.

Alle Welt wusste, wie sehr Hans von Bora seine Anna liebte. Er machte auch kein Geheimnis daraus. Jedes Mal, wenn sie wieder ein Kind unter dem Herzen trug, brachte er ihr vom heilkundigen Doktor Medicus über die Wehmutter bis zur Amme alles, was Anna helfen konnte, ins Haus, noch ehe die Wehen einsetzten.

Pater Albertinus lächelte, als er sich daran erinnerte, wie Hans von Bora ihm seine geheimsten Gedanken von der Zaubernuss anvertraut hatte. Gedanken, die ein Mann normalerweise wohl nur in der Beichte, oder nicht einmal da, verraten hätte. Doch im Grunde war es wie in der Beichte gesprochen worden, denn Pater Albertinus war Hans von Boras treuer geistlicher Rat und Beistand seit Jahr und Tag und sein Freund obendrein.

«Dein Schoß ist eine Zaubernuss», hatte Hans eines Nachts geflüstert, während er Annas Haar, das ihr die Zofe zu vielen feinen weizenblonden Zöpfen geflochten hatte, wie Sonnenstrahlen über ihr Kopfkissen ausbreitete. «Ich säe einen Kern hinein. Daraus wächst ein Kind. Wenn es reif ist, klappst du die Nussschale auf, lässt das Kind heraus und klappst die Nuss wieder zu. Als sei nichts gewesen.»

«Nun ja, wenn der Wehenschmerz nichts ist», gab sie neckend zurück. «Da wollte ich doch gern mit dir tauschen und dir die kurze Arbeit des Säens abnehmen, wenn du dafür die lange Arbeit des Erntens übernehmen wolltest.»

Doch das Säen ließ Hans von Bora sich nicht nehmen, und die Ernte seines Hauses wuchs rasch nach.

Wenn Anna von Bora an der Seite ihres Gatten im Damensitz auf ihrem weißen Zelter die Felsnase über dem linken Bodeufer hinauf zur Messe in der Klosterkirche St. Marien und Cyprian ritt, renkten sich die Männer vor Bewunderung noch immer fast die Hälse aus. Die älteren Damen der Gemeinde sonnten sich in der nicht mehr nachprüfbar behauptung, dass auch sie selbst einst so schön gewesen seien. Und den jüngeren schaute der Neid noch hinter dem hochgezogenen Mantelkragen aus den Augen.

Das boshafte Getuschel über so zarte und bleiche Weibsgestalten wie die junge Anna von Bora und Erscheinungen, von denen man nicht wisse, ob sie aus echtem Fleisch und Blut oder am Ende nur eine Hulda aus dem Wasserreich wären, wollte freilich keine von ihnen in Umlauf gesetzt haben. Dennoch machte es die Runde, dass Anna womöglich eine der sieben Töchter des Nixen vom Saalegrund sei und aus Liebe zu ihrem Hans den Fischschwanz abgelegt und Weibsgestalt angenommen habe.

Auch Hans von Bora und seine junge Frau vernahmen das Gerücht. Doch während der Ritter sich aufregte und schon die Klauen der Inquisition nach seinem Weib greifen und die Flammen des Scheiterhaufens über ihr zusammenschlagen sah, lachte Anna nur.

«Kein Mensch würde mich vor den Inquisitor schleppen und als Hexe verbrennen. Mein Name steht für meinen Glauben. Ehe ich der peinlichen Befragung unterworfen würde, ritten Fürsten und Könige daher, mich zu befreien.»

«Dein Wort in Gottes Ohr!», brummte Hans. «Aber wenn ich die Lästermäuler erwische, reiße ich ihnen eigenhändig die Zunge heraus.»

Erst seit Anna vor einem Jahr frühzeitig ein totes Kind zur Welt gebracht hatte, schien etwas nicht ganz mit ihr zu stimmen. Und seit der neuen, nun fünften Schwangerschaft stand es vollends nicht mehr zum Besten um sie. Es fiel Pater Albertinus zum ersten Mal auf, als Anna in der heiligen Sonntagsmesse beim Niederknien ohnmächtig zur Seite sank und von ihrem Gatten eilends hinausgetragen wurde, während die Mönche in der Nienburger Klosterkirche ihre Gesänge anstimmten, die so wundersam schön klangen wie ein leibhafter Engelchor. Und es war nicht nur ihm aufgefallen. Noch am selbigen Abend ließ der Abt Pater Albertinus als den geistlichen Vater des Hans von Bora zu sich rufen.

«Wie du weißt, ist unser Kloster denen zu Bora verpflichtet», sagte er. «Eine Treue ist der anderen wert, Albertinus. Es ist Gottes und der Menschen Wille, dass auch wir jetzt, in der Stunde der Not seiner jungen Frau, unser Bestmögliches für Hans von Bora und die Seinen tun.»

Pater Albertinus verbarg die Hände unter dem schwarzen Skapulier, das über der schwarz umgürteten Tunika der Benediktiner getragen wurde und vorn in zwei breiten Streifen bis zu den Füßen fiel. Innerlich wappnete er sich, als er den Blick senkte und halblaut antwortete: «Fünf Schwangerschaften und fünf Geburten so rasch hintereinander in sieben Jahren Ehe haben die Kräfte der jungen Frau erschöpft.»

Tatsächlich kam die Antwort des Abtes scharf: «Schweig! Es ist dem Weibe von Gott gegeben, schwanger zu werden und dabei große Schmerzen zu leiden. Und es ist dem Manne gegeben, ihr Herr zu sein, nach dem sie Verlangen hat, auf dass sie ein Fleisch werden und

Nachkommen zeugen. Willst du Hans von Bora und seinem Weibe vorwerfen, dem Willen Gottes gehorcht zu haben?»

Pater Albertinus kannte das leicht aufbrausende Temperament seines klösterlichen Vaters im Herrn. «Es ist wahr, dass die Erbsünde dem Weibe viel Schmerzen macht, sooft sie ein Kind unter dem Herzen trägt», murmelte er. «Doch ist es nicht mit dem Weibe wie mit dem Acker des Herrn, den der Bauer, der ihn bestellt, ruhen lassen muss, ein übers andere Jahr, damit die Frucht nicht im Keime erstickt?»

Wie immer verflog die jäh aufsteigende Hitze des Geistes in der Seele des Abtes schnell wieder.

Versöhnlich legte er dem Bruder, dessen Argumentationskunst er schon bei anderer Gelegenheit kennen und schätzen gelernt hatte, die Hand auf die Schulter. «So wollen wir denn das Versäumnis des Bauern wieder gutmachen und den Acker recht düngen, damit die Frucht kräftig und stark wird und der Sturm sie nicht knickt.»

«Vielleicht wüsste ich ja schon, wie wir den rechten Dünger ausbringen könnten?»

Wie erhofft, lachte der Abt laut auf. «Hätte ich's mir doch denken können! Pater Albertinus ohne neue Ideen, unmöglich! Und wie, meinst du, soll das Wunder geschehen?»

«Ich habe den Bruder Siechenmeister um Rat gefragt. Daher weiß ich, dass die Säfte der wilden Forelle doppelt wertvoll bei Blutarmut und schwachen Nerven auf ein schwangeres Weib wirken.»

«Aha, und jetzt meinst du, wir sollten Gottes Gabe von nun an nicht nur hier, auf meinem Tisch, sondern auch im Hause von Bora ehren?» Der Abt gab seinem Gesicht einen strengen Ausdruck. Rasch wandte er dann den Kopf ab, um das Zittern seines Bartes zu verbergen, das sein Grinsen verriet. «So sei es denn», sprach er und räusperte sich, um seiner Stimme den nötigen Ernst zu verleihen. «Zwei Bachforellen künftig des Freitags für meinen Tisch, eine für die junge Frau von Bora aus dem Hause von Mergenthal. Und unseren Segen dazu.»

«Amen!», sagte Pater Albertinus.